

Visualität als Lebens- und Erkenntnisform des Menschen

3. Vorlesung: (3.10. 2012)

Die Gemeinschaft der Sehenden und der individuelle Blick

Meine Damen und Herren,

Wenn ich etwas anschau, etwa eine Szene zwischen zwei Marktfrauen, ein rotes Auto, das mir gefällt, so ist doch klar, dass mein Sehen ein gänzlich individuelles, ja einsames Geschäft sein kann. Selbst wenn wir mit anderen Menschen zusammen sind - wie wir die Welt anschauen, nämlich von unseren Stand- oder Blickpunkt aus, dass ist doch ein gänzlich individueller Vorgang. Oder etwas nicht? Ständig blicken und sehen wir als Einzelne - der Andere ist da höchstens ein mehr oder weniger nahes Objekt des Sehens. Da blickt jemand für sich allein auf eine Landschaft, auf ein Bild und macht eine, nämlich seine Seherfahrung. Wir sehen als Einzelne einen Menschen oder blicken - wie ich im Augenblick des Schreibens dieser Vorlesung - auf einen Monitor. Unsere Blicke, unser Sehen, scheint autonom, souverän und unabhängig von anderen abzulaufen. Ist es nicht so, dass der einsam Blickende sich nicht austauschen muss, nichts gemeinschaftlich teilen muss, um das zu erblicken, was er sehen will? Was braucht es den oder die anderen, damit Sehen, damit gezielte Blicke gelingen? Gilt nicht sogar: Ich weiß und fühle nur allein wirklich ganz genau, was ich wie erblickt habe.

In dieser Vorlesung geht es um die genaue Gegenthese. Ich möchte Sie davon überzeugen, wie oberflächlich und falsch diese Auffassung des Sehens als solistischer Akt ist. Sie ist oberflächlich und trifft selbst auf diese Oberfläche nur bedingt zu. Denn der Einsamkeitsthese können wir sofort entgegenhalten: Das Sehen, nicht nur das von Medien und Kunst, von Bildern und Skulpturen, kann nur gelingen, weil Menschen gemeinsam sehen gelernt haben. Das solistische Verständnis des Sehens als einsamer Akt soll durch entgegengesetzte Auffassung ersetzt werden, dass es stets eine Gemeinschaft der Sehenden, der die oder der Blickende angehört und die entscheidende, grundlegende Faktoren unserer Sehfähigkeit formt - und sie erst zu einem menschlichen Sehen werden lässt. Dabei wird uns dann auch die Frage interessieren, wie genau - nur als allgemeine Prägung in der Kindheit oder mit jeder Begegnung und Erfahrung mit Anderen? - wann - in jedem Sehen immer wieder? - und bis zu welchem Grade - was ist der individuelle Beitrag oder bestimmen die anderen gänzlich mein Sehen? - diese soziale Formung wirksam wird.

I. *Das einsame und gemeinsame Sehen*

Als erstes werde ich explizit die starke These zum sozialen Charakter des Sehens formulieren. Sie lautet:

Kein Mensch kann allein und von sich aus oder von Natur aus im vollen Sinne des Wortes sehen. Sehen können Menschen nur gemeinsam. Denn Sehen ist eine Fähigkeit oder Kompetenz, die wir in einer Kultur erwerben und durch ihren

Gebrauch im Austausch mit anderen Menschen einüben müssen.

Diese These mag zunächst ungewöhnlich und überraschend klingen. Vielleicht werden Sie es sogar meinen, sie sei gänzlich falsch, absurd oder sinnlos. Diese These bedarf zunächst der Erläuterung, Konkretisierung und damit der Begrenzung.

Schließlich wird jede Aussage falsch oder sogar absurd, deren unbegrenzte Gültigkeit behauptet werden würde.

Zunächst wollen wir einige naheliegende Missverständnisse ausräumen: Die These von Gemeinschaftlichkeit des Blicks behauptet *nicht*, dass stets mehrere Leute gegenwärtig sein müssen, damit jeder einzelne von ihnen überhaupt sehen kann. Dies wäre in der Tat eine absurde Behauptung. Nein: Die Wirklichkeit und Ausführbarkeit des individuellen Blicks und Sehens soll hier gar nicht bestritten werden. Vielmehr geht es darum, die Bedingungen individuellen menschlichen Sehens überhaupt aufzuklären und verständlich zu machen. Die Gemeinschaftlichkeit des Sehens behaupten bedeutet also, das aufzuweisen, was an gemeinschaftlicher Prägung auch in jedem einsamen Blick eines Einzelnen - nehmen wir den Robinson Crusoe auf seiner einsamen Insel, der sich zum ersten Mal umblickt -, immer schon stillschweigend und unbewusst wirksam ist und bleibt. Damit genau dieser individuelle Blick und dieses Sehen eines Menschen sich vollziehen kann, muss also bereits vieles andere an Prägung durch gemeinschaftliche Erfahrungen vollzogen worden sein. Deshalb beruht auch noch der einsamste Blick auf

den in den in der jeweiligen Kultur ausgeprägten Fähigkeiten und Erfahrungen des Blickenden. Es bedarf, so könnte man es in einem Begriff zusammenfassen, einer interaktiven Seh-Biographie. Die Seh-Biographie setzt sich aus bereits wirksam verarbeiteten Beziehungen zusammen, die eine jeweils individuelle Lern- und Austauschgeschichte mit anderen Nächsten ergeben, die prägend und Sehgewohnheiten ausbildend wird. Diese Seh-Biographie ist es also, die den Sehenden zum Mitglied einer bestimmten Gemeinschaft sehender Zeitgenossen einer Zeit macht, wiewohl sie gleichzeitig sehr individuell beschaffen sein kann. Jeder von uns ist aber nur als Mitglied einer Gemeinschaft der Sehenden zum menschlichen Sehen befähigt.

Sie haben somit durchaus recht, wenn Sie meine, Damen und Herren, darauf beharren, dass jeder von uns für sich, ja sogar von seinem Standpunkt auf je besondere individuelle Weise auf Dinge und Menschen blickt. Nichts liegt mir ferner als das zu bestreiten. Wenn der Freiburger Philosoph Rainer Marten schreibt: "Wir können nur gemeinsam sehen", ist damit eben nicht die Realität des individuellen Blicks geleugnet. Es geht darum, die Ausführbarkeit individueller Blicke zu erklären und zwar so, dass die Gemeinschaft der Sehenden noch im einsamsten Blick gegenwärtig, d.h. verkörpert und wirksam ist. Und letztlich wirksam sein muss, weil Menschen auch als Sehende Gemeinschaftswesen sind und bleiben.

Damit ist das Argumentationsziel, dass mit der Haupthese dieser Vorlesung erreicht werden soll, umrissen: Es geht darum,

die von vielen Menschen für richtig gehaltene Auffassung, dass das Sehen ein strikt solistischer, privater Akt ist, zu korrigieren und durch eine andere Konzeption des individuellen Sehens zu ersetzen. Mit "solistisch" meine ich also nur ein Verständnis des Sehens als einen Prozess, der *allein* als geistiger und physiologischer Vorgang verstanden wird, der durch einen Einzelnen autonom, auch ohne gemeinschaftliche Prägungen, vollzogen werden könnte.

Bestritten werden soll auch nicht, dass jeder Einzelne aufgrund individuell ablaufender Gehirnprozesse zum Sehen fähig ist. Doch weder Gehirnprozesse noch die autonomen Entscheidungen und individuellen Wahrnehmungen einer einzelnen Personen können verständlich machen, was es für Menschen heißt, sehen zu können.

Ein Beitrag dieser einen Vorlesung zum Thema der Visualität als Lebensform wird es also sein, dass wir verständlich machen, warum Sehen erst durch zwischenmenschliche Beziehungen und kooperatives Handeln zu einer menschlichen Lebens- und Erkenntnisform wird. Dies ist der Grund, warum diese Vorlesung am Anfang dieser Vorlesungsreihe steht, gleich nach den orientierenden Einführung in das Thema. Dabei ist wichtig, ja entscheidend, dass es des Austausches zwischen den Menschen - und damit mit seiner Umwelt - bedarf, damit der Einzelne die Fähigkeit erwerben kann, im vollen und normalen Sinne des Wortes sehen zu können. Es wird sich zeigen, dass zu dem Erwerb der Sehfähigkeit im vollen Sinne gehört, dass sich Menschen

irgendeine Kultur des Sehens, des Blickens und des Ranges der sichtbaren Elemente der Umgebung aneignen - wie unterschiedlich einfach, komplex auch immer "Kultur" hierbei sein kann. Wenn wir diese gemeinschaftliche Auffassung des Sehens akzeptieren, so hat dies sogleich eine wichtige Konsequenz: Es ist ausgeschlossen, dass Sehen als gemeinschaftlicher Vorgang allein durch die Eigenschaften der beteiligten Gehirnprozesse erklärbar ist. Sehen wird dann vielmehr erst als ein interaktiver Vorgang, durch die sozialen und ökologischen Bedingungen verständlich, der eine Umgebung und zwischenmenschlichen Austausch einschließt.

Anthropologie der Visualität: Die Praxis der verschränkten Blicke

Erfahren wir vielleicht normalerweise und ganz alltäglich, wenn Sehen nur gemeinsam möglich ist? In der Tat verfügen wir über eigene Erfahrungen, die darauf deuten. Nehmen wir z.B. das bekannte Spiel kleiner Kinder "Ich sehe was, was Du nicht siehst". Einer der Mitspielenden sagt "Ich sehe etwas, was Du nicht siehst - und das ist grün." Damit wird auf etwas Sichtbares als etwas Grünes angespielt. Die entscheidende Voraussetzung ist natürlich: Das Grüne muss in der Umgebung der Spielenden vorhanden und gegenwärtig sein. Doch es wird nur von einem der Mitspieler, dem Fragenden, gegenwärtig auch bewusst gesehen.

Die jeweils anderen, noch nicht dieses grüne Ding erblickenden Mitspieler sollen ja erraten, worum es sich handelt. Dabei wird unterstellt, dass dies nur von einem erblickte Objekt für andere dasselbe ist, das alle anderen ebenfalls erblicken

können. Eine stille vergemeinschaftende Voraussetzung dieses Spiels lautet also: Die Mitspieler befinden sich in einer visuellen Umgebung, in der die sichtbaren Objekte so gesehen werden können, dass alle anderen ein visuelles Objekt als *dasselbe* (identische) visuelle Objekt und in diesem Sinne gemeinschaftlich erfassen.

Versuchen wir einen Einwand gegen dieses Verständnis gemeinschaftlich zugänglicher sichtbare Objekte. Könnte man die Gemeinschaftlichkeit des Sehens also dann nicht durch ein Verhältnis zwischen einander ergänzenden solistischen Sehakten erklären, die einen gemeinschaftlichen Anblick der Umgebung ermöglichen, der für andere Blickende Objekte zugänglich macht? Doch es ist offensichtlich ein solches Konzept visueller Gemeinschaft schwach, nämlich individuell gebunden ist. Durch diesen Ansatz wird jeder Blickende mit der rein individuellen Rekonstruktion gemeinschaftlicher Anblicke belastet. Diese Konzeption kann aber nicht erklären, wie es überhaupt jemals zu einer Gemeinschaftlichkeit des Sehens kommen kann. Denn was diese Konzeption der isolierten vollständigen Anblicke nur erklären kann, ist eine Pluralität innerer Darstellungen *möglicher* gemeinschaftlicher Anblicke. Doch sie bleiben innere, private Darstellungen. Alles Sehen müsste nach diesem Ansatz stets zuerst individuell-solistisch bewerkstelligt und vollständig abgeschlossen zu werden. Der Austausch zwischen den Sehenden hätte keine sinngebende Funktion. Denn erst in einem nachgeordneten Schritt stelle ich fest, dass das, was ich gesehen habe, auch für andere

zugänglich ist. Doch wie diese gemeinschaftliche Zugänglichkeit möglich ist, wie innere Darstellungen für andere vermittelbar sind, kann eine solche Konzeption gar nicht erklären. Dies ist die Konzeption, die z.B. Descartes vom Sehen entworfen hat und die ständig die Möglichkeit des individuellen Irrtums unterstellen muss und die deshalb argumentiert, dass wir niemals z.B. einen anderen Menschen sehen können, weil wir ja nur sein Äußeres, z.B. Hut und Mantel, sehen. Ganz im Gegensatz dazu hat der Freiburger Philosoph Rainer Marten auf die Frage, wie Sehen nur gemeinsam möglich ist, eine ebenso einfache wie radikale Antwort gegeben:

Was Menschen nur gemeinsam sehen können, ist der Blick eines anderen Menschen, der gegenwärtig den Blick seines Gegenüber erfasst.

Das Erblicken des Blicks eines anderen Menschen muss gegenwärtig und akut erfassen werden. Es braucht mindestens zwei Menschen, die für einander in dieser Weise, der eine für den anderen, gegenwärtig sein können. Die Erfahrung der Wechselseitigkeit der Blicke ist dabei die Erfahrung des Anderen wie des eigenen als menschliche Selbste. Dies eben ist die Erfahrung der Gemeinschaft mit einem anderen Menschen. Der eine Blick wird vom Anderen als Blick in seine Augen gesehen und als eben solcher erwidert. Jemand fängt meinen Blick auf, "hält ihm stand", indem er oder sie zurückblickt. Wenn der Andere meinen Blick auffängt und mir ebenso offen und unverwandt in die Augen sieht, so sehe ich seinen Blick in meine Augen.

Jeder Sehende weiß um diese Erfahrung: Solange wir offen einander in die Augen sehen, verbindet uns dies Sehen: Im augenblicklichen Akt der Begegnung des offenen Blicks erleben Menschen einander und sich selbst nicht nur als wahrgenommen, sondern als durch den Anderen als Selbst angenommen. Die mitmenschlich bindende Kraft von Blicken, die anerkennend einbezieht oder, wenn sie verweigert wird, durch "Übersehen" ausgrenzt, ist eine leibliche, spontane Erfahrung, die durch ihren Vollzug begründet wird. Sie ist eine erste menschliche Praxis und formt, im Augenblick, eine zwischenmenschliche Gegenwart durch Gegenwärtigkeit des Einen und des Anderen im Sehen.

Von der Erfahrung dieses Einander-Gegenwärtigseins zwischen Menschen ausgehend könnte man von der Möglichkeit einer Moral des anerkennenden Blicks sprechen. So hat etwa der Frankfurter Sozial- und Moralphilosoph Axel Honneth in einem Aufsatz in *Unsichtbarkeit. Stationen einer Theorie der Intersubjektivität*, Frankfurt 2003, die moralische Bedeutung des anerkennenden Blicks gewürdigt. Bei der Rede von "Moral der Blicke" wird von Honneth aber übersehen, dass die Verschränkung der Blicke vor und unabhängig von jeder weiteren moralischen Bestimmung sozialer und moralisch relevanter Anerkennungsbeziehungen gelingt. Menschliches Sein gelingt im Ineinander der Blicke - ohne dass das Gelingen des miteinander geteilten Lebens durch die Beziehung verschränkte Blicke deshalb schon ein moralisches Handeln wäre. Vielmehr gewinnen Menschen dadurch erst ihr Selbst und ihre Fähigkeit zu

moralischem Handeln, dass sie bereits diese Begegnung im Blick mit anderen Menschen erfahren haben. Doch ist dies Verhältnis zwischen Erfahrung der Blickverschränkung und Moralbefähigung nicht auf ein nur in eine Richtung mögliche Beziehung verkürzen. Deshalb Honneth hat recht, wenn er jene Fälle in seiner Ethik der Anerkennung diskutiert, in denen so gehandelt wird, dass damit die elementare Lebensteilung durch Blickverschränkung verhindert wird.

Andererseits verkennt Honneth, dass die Praxis der Blickverschränkung nicht- oder vormoralisch ist: Wir können den lebenssteilig verschränkenden Blick des Anderen moralisch fordern. Wer einen Anderen offen in die Augen blickt, lässt sich auf ihn ein, aber er handelt damit nicht etwa moralisch. Die sich verschränkenden Blicke, von Ausnahmefällen abgesehen, sind gar keine Handlungen. So und nicht anders vollzieht sich die Gemeinschaft menschlichen Lebens als Praxis der Lebensteilung, als Vergegenwärtigung menschlichen Seins. Weil wir das nicht immer wollen und manchmal nicht können, gehen wir nicht auf alle Blicke und ihr lebenssteiliges Potential ein. Aber auch dies ist keine moralische Schandtät. Wir halten den meisten Blicken anderer Menschen eben nicht stand, um unser Leben mit ihnen zu teilen, weil wir dies auch gar nicht vermöchten. Deshalb werden meine Blicke die Augen der meisten anderen Menschen ausweichen müssen, ohne dass dies moralisch von Belang ist. Wenn jemand nun gelegentlich einen Anderen anblickt und dieser Blick erwidert wird, ist das für beide Blickenden die Versicherung

ihrer Menschlichkeit, ohne dass es moralisch bedeutsam wäre. Selbstverständlich und unbemerkt schafft die wechselseitig als Austausch erfahrene Verschränkung der Blicke schafft nur dies: Offenheit und Nähe zwischen Menschen, ist aber nicht sogleich moralisch.

Worin besteht die Leistung der verschränkten Blicke, dass sie Gemeinschaft schafft? Der Blick in die Augen des Anderen macht den Blickenden und sein Gegenüber füreinander zu menschlichen Personen, die füreinander dadurch als Selbst erfahrbar werden. Denn Menschen, die einander auf Weise erfahren, finden sich in einer Beziehung zu einem anderen Menschen stehend vor. Im anderen erfassen sie sich selbst an der Position, an die sie ihr Leben in diesem Augenblick, gegenüber einem anderen gestellt hat. So wird verständlich, dass jedes Menschen Selbst sich in dieser Beziehungserfahrung ausbildet, stabilisiert und weiterentwickelt.

Das Selbst ist damit Produkt eines praktischen Herstellens von Lebensteilung durch das Eingehen und Einlassen auf Beziehungen, die sich meistens - aber nicht immer - visuell vollzieht: Die Gegenwart des eigenen Selbst in der Gegenwart des Lebens wird durch die Blickverschränkung immer schon zusammen mit dem Selbst des Anderen erfasst. Einmal formiert, besteht das Selbst in zunehmender Unabhängigkeit von den neuen hinzutretenden Erfahrung fort, geht mit sich selbst und seinen Einstellungen andere Austauschbeziehungen ein. Doch zu keinem Zeitpunkt ist es unabhängig von seiner Erfahrungsgeschichte

vergängerer Lebensteilungen.

Deshalb ist z.B. Robinsons Blick auf Freitag und auf die Szenerie seiner Insel der Blick eines Engländers des späten 17. und frühen 18. Jahrhunderts. Eben genauso wie ihn Daniel Defoe (1661 - 1731) als Zeitgenosse der englischen Kultur seiner Zeit beschreiben konnte.

Martens visuelle Anthropologie versteht die spiegelnde Verschränkung des einander Erblickens nicht fundamentalistisch oder gar reduktionistisch. Vielmehr charakterisiert er die Blickbeziehung als eine exemplarisch gelingende Weise menschlicher Lebensteilung. Doch ist menschliches Sein natürlich nicht naturalistisch an den Austausch der Blicke gebunden: Es kann auch mit den anderen Sinnen und in anderen Weisen der praktischer Lebensteilung vollzogen werden. So bedarf es in manchen pr gender Lebenssituationen - z.B. in der Kindheit, der Liebe und bei Krankheit - wechselseitiger Berührungen, Laute und Sprache, damit die Teilung menschlichen Lebens gelingt. Das Sehen ist jedoch für visuell befähigte Menschen die direkteste und umfassendste Möglichkeit, Lebensteilung miteinander herzustellen: Das Herstellen der Wechselseitigkeit der Blicke zwischen einem Selbst und einem Anderen ist eine in den meisten Situationen verfügbare Möglichkeit, sich der Gegenwärtigkeit des eigenen Selbst zu versichern.

Es geht dabei nicht darum, den Austausch der Blicke empirisch, etwa soziologisch oder psychologisch, zu beschreiben. Wir wollen vielmehr die Blickbeziehung so deuten, dass sie als

anthropologisches Merkmal des Menschen als ein visuelles Wesen durch eine Praxis des in Beziehung-Stehens auszeichnet. Diese Praxis ist eben die Wechselseitigkeit der verschränkten Blicke, die es dem visuell befähigten Selbst in der Blickbeziehung zum Anderen gestattet, sich als Mensch zu finden und zu bestimmen.

Die entscheidende Bedeutung der gegenwärtigen Wechselseitigkeit in diesem Prozess ist es wohl, die Rainer Marten veranlasst hat, die Metapher des Spiegelns für die Beschreibung verschränkter Blicke zu nutzen: "Menschen spiegeln sich: je der Eine im Anderen. Ohne das fänden sie nicht zueinander und zu sich selbst. Sich im Anderen zu sehen, heißt vor allem, im eigenen Leben und Handeln selbsthaft Halt zu gewinnen. Noch der weiteste Ausgriff des menschlichen Blicks wird vom spiegelnden Anderen aufgefangen und 'beendet'".¹ Das Spiegeln im Auge des Anderen lässt sich auch ontologisch interpretieren, und es hat eine naturalistische Bedingung: Es gibt ein physikalisches Spiegeln der Blicke. Insofern das Auge des Anderen als eine Flüssigkeitsoberfläche spiegelt, wirft es das Bild des Gesichts zurück. D.h. jedes andere Auge, das auf es blickt, kann sich unter günstigen Bedingungen in ihm spiegeln. Diesen physischen Aspekt schließt Martens Ineinander der Blicke nicht aus. Es ist bezeichnend für die phänomenologische Genauigkeit und die Modernität der visuellen Anthropologie dieses Ansatzes, dass für ihn nur die Wechselseitigkeit und Öffnung der Blicke füreinander entscheidend ist.

¹ Rainer Marten, *Der menschliche Mensch. Abschied vom utopischen Denken*, Paderborn 1988, S. 7.

Plato über den Blick in auf das eigene Bild in den Augen eines Anderen

Wir wollen Martens Verständnis der verschränkten Blicke mit Platos Deutung des Blicks in das spiegelnde Auge eines anderen Menschen vergleichen, den ich bereits in der zweiten Vorlesung erwähnte. Platon argumentiert und fragt im Dialog *Alkibiades* ausgehend von derselben Situation: Zwei Menschen, die einander in die Augen blicken, was erkennen die? Die Spiegelung im Auge des je anderen wird nun bei Platon deshalb zum Modell der Verstehens des eigenen wie des anderen Geistes oder Seele - wie es bei Apelt heißt -, weil sich der eine im physischen Spiegelbild im Auge des anderen erkennt:

“*Sokrates (S.) ... Ist nun nicht unser Auge, mit dem wir sehen, selbst so eine Art Spiegel? - Alkibiades (A.).*
Allerdings. - *S.:* Du hast doch also bemerkt, dass das Antlitz dessen, der in das Auge eines anderen schaut, sich in dem gegenüberstehenden Auge wie in einem Spiegel abgebildet zeigt, ... Das Auge braucht also nur in ein anderes Auge und zwar in den edelsten und eigentlich wirksamen Teil desselben (d.i. in die Pupille) zu schauen, um sich selbst zu sehen. ... Muß also nicht, ... auch die Seele, wenn sie sich selbst erkennen will, in die Seele blicken und vor allem in den Teil derselben, dem ihre beste Kraft, die Weisheit, angehört? Und dazu auch in ein anderes, nämlich in das, mit dem dieses gleichartig ist?”²

Nach Plato kann nur eine andere Seele meine Seele spiegeln, weil das Bild im Auge der Anlass ist, dass eine zwei Seelen

² Platon, *Alkibiades*, Sämtliche Dialoge, Band III, hg. und übersetzt von Otto Apelt, 132 St. /133 St., S. 207.

einander in der Gleichheit des ontologischen Status erkennen. Nur eine andere Seele kann fähig sein, auch physisch durch das spiegelnde Auge das wahre Bild als das einer anderen Seele zurückzuwerfen. Die eigenen Augen und die des anderen Menschen sind also Gegenstände gleichen ontologischen Ranges. Sie treten auf diese Weise in eine reziproke und symmetrische Beziehung, die zum einen den ausgezeichneten ontologischen Status der Seelen beschreiben soll. Zum anderen aber behauptet Plato damit in einem nicht aus der Beziehung auf ein Bild auf der Pupille im Auge des Anderen zu rechtfertigenden begründen soll, dass Selbsterkenntnis nur durch Selbstreflexion, nämlich durch die Erforschung der eigenen Seele, möglich sei.

Wenn Martens visuelle Anthropologie an die Eigenschaft der Wechselseitigkeit der Spiegelbeziehung zwischen dem Auge des einen und dem Auge an knüpft, geht es weder um das Bild auf der Pupille noch um Selbstreflexion, die ja bereits ein Selbst voraussetzen würde. Anders als Plato ist die Spiegelung einander verschränkender Blicke und nicht der Augen relevant. Auch ist der bereits ontologische Status der Seelen weder vorausgesetzt noch soll sich ergeben könne. Der Eine und der Andere lassen sich in einem wechselseitigen Prozess nicht nur aufeinander ein, sondern bestimmen sich erst als Selbst in und durch diese Beziehung. Ja, man kann sagen: Die Existenz des Selbst wie des Anderen ist Ergebnis dieses Prozesses und nicht seine Bedingung. Die Augen des anderen werden auch nicht als Gegenstand und nicht als Seelenmanifestation erblickt, wie Platos' Sokrates dies behauptet.

Die gemeinsame Gegenwart von Menschen entsteht durch das Einander der Blicke

Das Ineinander der Blicke zweier Menschen zu erleben, ist nicht nur eine Erfahrung neben vielen anderen. Sie ist nämlich überhaupt nicht nur Erfahrung, sondern eine Weise menschlichen Lebendigseins. Menschliche Lebendigkeit wird hergestellt, in dem das Selbst und der Andere so im Austausch verbunden sind: Durch die von Blick und Gegenblick - Berührung und Berührungsantwort - wird Menschlichkeit vollzogen und natürlich auch erfahren.

Doch was leistet dies Ineinander der Blicke, dass wir dadurch auf uns selbst und den anderen nicht etwa asymmetrisch gegenständlich, sondern wechselseitig als ein anderes menschliches Selbst einbeziehen und erfahren können? Welche Rolle spielt dabei die von der Gegenwart anderer Menschen unabhängig ausgeübte individuelle Befähigung, einzelne Dinge zu sehen? Wie wird sie durch die gemeinschaftlich geteilten visuellen Kompetenzen begründet? Denn es soll ja umfassender erklärbar werden, wie die praktische Befähigung des Einzelnen zum aktiven Sehen möglich wird. Wenn das gegenständliche Sehen auch so nicht kausal verstanden werden darf und kann, so sollte doch allgemein verständlich gemacht werden, wie das gegenständliche Sehen als eine praktische Fähigkeit durch die Verschränkung der Blicke ermöglicht wird.³

3

Wie das gegenständliche Sehens durch gemeinsame Wahrnehmungen oder

Betrachten wir näher, was die Situation des Ineinander der Blicke leistet. In ihr entsteht und bestimmt sich immer wieder neu, wie sahen, zum einen das "Blick- und Selbstverhältnis des Menschen" (Marten, ebenda, 26). Wie kann sich aus dem wechselseitigen Blick- und Selbstverhältnis eine Bedingung folgen, die für das Sehen einzelner Gegenstände relevant ist? Es ist also erforderlich, von der Erfahrung der verschränkten Blicke aus zu begründen, wie das gemeinsame Sehen von Objekten (Einzeldingen, Szenen) möglich werden kann. Es müsste demnach plausibel zu machen sein, warum ohne die Erfahrung von Menschen durch ineinander verschränkte Blicke es gar nicht möglich ist, dass Menschen als Individuen in der Lage sind, Einzeldinge, Objekte und Szenen als Einzeldinge identifizierend sehen zu können.

Den ersten Schritt zu einer Antwort können wir machen, wenn wir uns näher mit einer Besonderheit von Martens visueller Charakterisierung des menschlichen Daseins durch den reziproken Blick zuwenden. Martens Ansatz verwendet eine phänomenologische Begrifflichkeit, die Beziehungen, Menschen und Dinge auszeichnet: Menschen, die einander nahe sind, gelingt es durch den aktiv wechselseitigen Blicktausch eine Zeit und einen Raum zu eröffnen, in dem sie praktisch und aktiv als Menschen erfahren. Dasjenige, was Marten als Urszene bezeichnet, besteht aus keiner Erkenntnis und keinem Argument, sondern aus den

gemeinsames Sehen begründet oder ermöglicht, hat Rainer Marten in keiner seiner Bücher erörtert. Es gibt jedoch noch kleinere Arbeiten von ihm, so z.B. einen Aufsatz über Wahrnehmung und Begriff und über die drei Blicke der Malerin Helga Marten.

Blicken als menschlichen Handlungen. Die Situation des Ineinander der Blicke ist also deshalb die “Urszene”, weil es in ihr gelingen muss, menschliches Dasein zu leben. Ein Dasein, das freilich nur im einander Erblicken praktisch eine gemeinschaftliche Beziehung für die Beteiligten herstellt:

“Der Augen-Blick als Gesicht-zu-Gesicht und Auge-in-Auge, wie er die Urszene des Menschen ist, hat den Charakter des offenen Blicks. Im unverwandten Augen-Blick erblicken Menschen einander, ohne dass sich Gesichter und Mienen zeigen. Selbst die Augen haben kein besonderes Aussehen... Sie sind rein und unverwandt ineinander gewendet - ohne Diener eines geistigen und psychischen Selbst, ohne Äußeres zu einem Inneren, Instrument zu einem höheren und tieferen Zweck zu sein. Der unverwandte Augen-Blick vollendet sich im Wechselspiel der offenen Blicke einander begegnenden Augen. Was an diesem Blick die Offenheit bestimmt, ist das sich öffnende und zugleich eröffnende Selbst. (Ebenda, 27)

Die Eigenschaftslosigkeit von Gesicht und Auge gehört zum einfachen praktischen Charakter des Wechselspiels der Blicke in der Urszene. Gerade deshalb aber, wegen dieses Minimalismus, ist diese Kopplung von Einfachheit des Handelns und der Eigenschaftslosigkeit der Blickhandlung entscheidend: Was so entsteht, ist die Näherung an eine rein praktische Beziehung zwischen Menschen. Denn es kommt unabdingbar auf das in der

reziproken Blickhandlung verkörperte Beziehungsgeschehen des Sich-Öffnen in den verschränkten Blicken an. Was so gelingt, ist ein Eingehen auf den Anderen und das Angenommenwerden durch den Anderen.

Anders gesagt: In der Beziehung verschränkter Blicke sehen Menschen einander nicht als Gegenstand; ja, sie sehen nicht einmal spiegelnde Augen - wie wir bereits im Unterschied zu Platos Pupillen-Bild Deutung des Blicks in die Augen eines anderen feststellten. Der Eine wird nämlich vom Anderen in keiner Weise "nur erblickt" oder gemustert. Er ist der Andere, der sich auf die Wechselseitigkeit der Beziehung in der Gegenwart des Blick-Geschehens einlässt und sich der Beziehung zum Selbst öffnet. Die Urszene macht auf diese Weise verständlich, dass wir uns als Selbst und Einzelne durch unser handelndes Einlassen auf die Blickbeziehung zu Menschen, die sich unter Menschen als Selbst wiederfinden. Als Element der menschlichen Lebensweise ist die Verschränkung der Blicke deshalb gut geeignet, weil Menschen gar nicht anders können, als durch Nähe zu handeln: In ihr wird die körperliche Gegenwart des einen, die eigene räumliche und zeitliche Endlichkeit, mit der Nähedes Anderen zum Teil gemeinsamer Praxis. Sie ist ebenso unmittelbar im Blick gespiegelt und wird so gelebt wie sie erfahren wird.

Wir Sehende haben es wegen dieser leicht, fast unfehlbar herzustellenden Gleichzeitigkeit der Blicke einfach: Wir können

die von uns selbst im nahen gegenwärtigen Raum und in der gegenwärtigen Zeit vom Anderen gespiegelten Blick erfassen und so Menschlichkeit auf das Einfachste erfassen. Damit ist nicht eine Erfahrung im Sinne eines Urteils, dass etwas der Fall ist, vollzogen. Vielmehr ist menschliches Leben als ein in Beziehung-Sein zu Anderen wirkungsvoll vollzogen. Dieses in Beziehung-Sein bedarf also zum gelingenden Vollzug weder der Begriffe noch des expliziten, urteilenden Bewusstseins. Man könnte sagen: So sind Menschen, dass sie des erwiderten Blicks in die Augen des Anderen bedürfen.⁴ Deshalb liefert das Einander der Blicke nicht nur die Chance, dass Menschen sich als Selbst zu erfahren lernen, sondern sie zeigen sich gleichzeitig zu gemeinsamer Praxis, zum Handeln miteinander, befähigt.⁵

Wie die Praxis der Lebensteilung den Blick auf einzelne

4 Für den konstitutiven Status der Urszene gibt es eine wahrnehmungspsychologische Entsprechung: Menschen, die ein Porträt, ein Foto oder ein Gemälde betrachten, blicken zunächst auf die Augen bevor sie andere Teile des Gesichts - Mund, Nase, Ohren, Haare betrachten.

5 "In der Begegnung mit den Augen des Anderen finden die eigenen zu sich selbst: sie verlieren sich nicht, sondern gewinnen Halt und erfahren zugleich Einhalt. Die Augen des Einen, wie sie so in denen des Anderen ihr Gegenüber finden, stoßen nicht auf einen artfremden Widerstand ('Gegenstand'). Ihr Blick verdankt es vielmehr dem Gegenblick, nicht unendlich und selbst verloren zu sein, sondern Gegenwart zu bilden und zu teilen. Im einander Begegnen der Blicke, wie es zu *denken* ist, hat das reine Wechselspiel der Augenpaare statt. Die geteilte Gegenwart in der Begegnung der Blicke ist ein Indiz geglückter und sich bewahrender Endlichkeit." (Ebenda)

Gegenstände ermöglicht

Uns interessiert hier die Bedeutung des *gemeinsamen* Gelingens des Lebens für das menschliche Sehen, die mit dem einander Erblicken vollzogen wird. Gegen die herausgehobene Bedeutung der verschränkten Blicke könnte aber eingewendet werden: Zwei Menschen, die einander unverwandt in die Augen blicken, das sei doch eine spezielle, insbesondere auf die unmittelbare Gegenwart der Begegnung von Angesicht zu Angesicht eingeschränkte Konstellation. Man trifft bekanntlich sogar auf Menschen, die genau dieses Ineinander der Blicke nicht ertragen können und ihm gezielt ausweichen, es schamvoll und unbedingt vermeiden wollen. Eine zweite Argumentationslinie unterstützt diesen Einwand: Im Zeitalter der Fernbeziehungen, von Telefon, Email und medialisierter Erfahrung finden unvermittelte Begegnungen immer seltener statt und verlieren deshalb an Bedeutung. Kann, wie die Konzeption des erblickten Blicks dies unterstellt, es für gelingendes menschliches Leben, ja für Selbsthaftigkeit unabdingbar sein, dass der eine dem Blick des anderen in offener Wechselseitigkeit erfasst?

Müssen wir diesen Einwand wirklich ernstnehmen? Es scheint mir offensichtlich zu sein, dass jede wie auch immer medialisierte Form der Beziehungs- oder Kontaktaufnahme voraussetzt, dass die Menschen, die so medial aktiv werden, bereits über elementare Formen der Beziehung und des Kontakts zu anderen Menschen

verfügen müssen. Deshalb sei hier nur dies gesagt: Wer so argumentiert, interessiert sich für ganz andere Fragen, verfolgt ein anderes philosophisches Projekt. Gegen einige Versionen solcher ganz anderen Verständnisse des Sehens und des Menschen als visuellem Wesen habe ich bereits in den vergangenen beiden Vorlesungen einige Argumente und Beobachtungen ins Feld geführt wurden. Der Ansatz, den diese Vorlesung entwickelt, versucht dagegen menschliches Sein und Visualität als Lebensform den Menschen als Beziehungswesen zu denken, der nur im Austausch und im Mit-Sein mit anderen Menschen Lebensfähigkeit besitzt, fortführen und weiter entwickeln kann. Menschliches Sein im Plural ist nur als Praxis, als gemeinsame menschliche Handlungsweise⁶wirklich und lebbar. Es geht deshalb darum, das Sehen - und die Sinne generell - aus den Bedingungen einer Praxis gemeinschaftlichen Handelns verständlich zu machen. Doch diese Praxis der Beziehungen und des Handelns vollzieht sich zwischen den Menschen. Sie findet außerhalb ihrer Köpfe statt. Ich wie dies Alva Noës Titel seines Buchs *Out of Our Heads* formuliert.⁸

⁶ Ludwig Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*: "Die gemeinsame menschliche Handlungsweise ist das Bezugssystem, mittels dessen wir uns eine fremde Sprache deuten. (Frankfurt 1971, S. 107, 206)

⁸ In *Action in Perception*, Cambridge 2004 und in *Out of Our Heads. Why you are not your brain, and other lessons from the biology of consciousness*, New York 2009 hat Alva Noe eine externe, praxisbezogene Konzeption von Geist und Wahrnehmung entwickelt, die zu Recht als bahnbrechender Beitrag des Enaktivismus zur Philosophie des Geistes gelobt wird. Doch Noe entwickelt seine Argumentation, ohne dass er den Beitrag der Gegenwart anderer Menschen auf das handelnde Wahrnehmen berücksichtigt. In diesem Punkt liefert Martens visuelle Phänomenologie der verschränkten Blicke eine anthropologische Rahmentheorie. Sie ergänzt den Enaktivismus Alva Noës um die entscheidende Komponente des zwischenmenschlichen Wahrnehmungshandelns wie auch dessen Rolle für die Entstehung des Selbst.

Menschliche Praxis wird aber nur verständlich, wenn wir zeigen, wie die Gegenwart des Vollzugs sinnlichen Handelns - des Sehens, Berührens, Hörens - die gemeinschaftliche Gegenwart für die Handelnden herstellt. Als eine Antwort besonderer Art auf den obigen Einwand will ich im Folgenden nur noch eines, dass Martens Konzeption der wechselseitigen Blickbeziehung wesentlich allgemeiner angelegt ist als Sartres bekannte Konzeption des Blicks in die Augen des Anderen. In *Der menschliche Mensch* hat Marten - in dem Abschnitt “‘Regard-regard und ‘regard-regardand’”(29-31) - gezeigt, dass Jean-Paul Sartre in *Das Sein und das Nichts* eine besondere Form des Einander-Erblickens als “prim res Verhältnis”, ja “UrVerhältnis” versteht: Sartres Konzeption des Erblickens des Blicks stellt zwischen dem Ich und dem Anderen ein Bewusstsein des “Erfasst-” und “Bedrängt-Werdens” her.

Für Sartre ist dies aber ein *Beobachten des Blicks des anderen* auf mich. Ein wechselseitiges Ineinander der Blicke durch das menschliches Leben miteinander gelindend vollzogen wird, kommt dabei nicht zustande. Der Blick des einen wird von dem Blick des anderen ertappt, der sich gegen das Erblicktwerden zur Wehr setzt. Der so beim Anblicken Ertappte wiederum schämt sich und empfindet seinen von dem anderen Menschen gesehenen Blick als Schuld. Das Beobachten des mich erblickenden Anderen entfernt mich vom Anderen, so dass ich auf den Gegenblick mit Angst und Scham reagiere. Eine miteinander gelingende Praxis des

Lebens kommt auf diese Weise nicht zustande. So vertieft sich, ganz im Gegenteil, die Einsamkeit des Subjekts. Sartres Konzeption des Blicks beschreibt also eine spezielle Situation, die gerade keine gemeinschaftliche Handlungsweise ist: Die Situation des ertappten Voyeurs. Dabei geht es aber nur, wie Marten bemerkt, um “ein Verhältnis von erblicktem Blick des Ich und erblickendem Blick des anderen, das sich genau nicht als das des Augenblicks der Begegnung, Spiegelung und Zuneigung darstellt.” (Marten, *Der menschliche Mensch*, 29)

Dagegen kann man das offen wechselseitige Einander der Blicke allgemein beschreiben, wie Menschen zueinander durch Blicke in Beziehung treten und wie sie im Einander praktisch gelingend in eine (fortsetzbare) Beziehung zueinander treten. Was im Einander-Erblicken und Finden der Augen geschieht, schließt Gegenwärtigkeit, Endlichkeit und das Einhalten des Blicks in ein praktisches Verhältnis ein, in ein füreinander fruchtbares Verhältnis des miteinander Handelns. Das schlägt sich in der gleich ursprünglichen Erfahrungen im Austausch der Blicke nieder: Geteilte Gegenwart ist die Teilung des lebenszeitlichen Augenblicks der verschränkten, einander spiegelnden Blicke.⁹

⁹ Marten beansprucht für die Urszene keine essentialistische Exklusivität: Die Spiegelung der Blicke ist nicht das einzige, sehr wohl aber das paradigmatische praktische Verhältnis der praktischen Erfahrung zwischen Menschen: “Das Sichspiegeln des Menschen, das nicht im anderen Menschen als Spiegel seine Grenze hat, sondern das alles Menschliche in Betracht zieht, indem der Mensch sich selbst zusehen vermag, ist kein bloßes Plaisir, kein Weltverhalten, das, je nachdem, auch zu Disposition stehen könnte. In der Urszene wird zwar der Grund des lebensbefähigenden praktischen Selbstbewußtseins gelegt, aber es erwächst niemals aus ihr allein. (Ebenda, 46)

Das Eingehenkönnen von praktischen Beziehungen ist somit eine Befähigung, die in dem Herstellen einer gelingenden und fruchtbaren Beziehung der Menschen angelegt ist. Hieraus folgt eine starke These über die Befähigung zum gegenständlichen Sehen. Sie besagt: *In dem Gelingen der praktischen Beziehung im Einander der Blicke ist auch die Fähigkeit zur Beziehung auf Gegenstände angelegt.* Marten macht diese Verbindung explizit, wenn er schreibt: “Fänden sich menschliche Augenpaare nicht zum reinen Ineinander, wüsste der Mensch sich faktisch in keinerlei weltlichem Stoff mit lebenspraktischem Gewinn zu spiegeln.” (Ebenda)

Auch einen Gegenstand zu identifizieren, ist ein sich Spiegeln in etwas anderem. Die praktische Fähigkeit zur Selbstfindung im Ineinander der Blicke bildet somit die Voraussetzung auch dafür, dass wir ein praktisches Verhältnisses zu Gegenständen, die für uns dadurch zu Anderem werden, eingehen können. Wir können deshalb die Leistung der gemeinsamen Blicke in den beiden folgenden Thesen zusammenfassen:

1. Das Ineinander der Blicke ist eine Lebensweise, die ein praktisches Verhältnis der Lebens- und Selbstbejahung herstellt.

Die einander Erblickenden können, wenn sie sich im Blick handelnd auf die Situation einlassen, nicht anders: Sie bejahen im unverwandten Augen-Blick den anderen und sich selbst ebenso wie das gemeinsam geteilte Leben. Sie sind im Augen-Blick einander

zugeneigt. Dies macht das Einander des Augen-Blicks zur nur gemeinsam gelingenden Lebenspraxis. Die durch Blicke geschaffene Lebenspraxis ist somit ein Handeln, das bereits ein normativ-soziales Sein hat.

II. Das Ineinander der Blicke ist eine Weise des Selbstseins, in der Sinnlichkeit und Zuneigung zum Teil eines gelingend geteilten Lebens werden.

In dem jemand an dem praktischen Verhältnis der Zuneigung im Wechselspiel der Blicke teilhat, ist er in der dadurch erfüllten Zeit und Raum des gemeinsamen Leben eingelassen. Marten schreibt deshalb: "In der Bestimmung reinen einander Zuneigens und Zugeneigtseins der selbstoffenen Augen vollendet sich der idealtypische Entwurf des unverwandten Augen-Blicks", (ebenda, 28).

Die Begegnung im offen wechselseitigen Augen-Blick findet in der Gegenwart des Lebens der Beteiligten statt und ist somit bereits ein praktisches Verhältnis, das vom Vollzug und dem Beteiligtsein der Menschen entsteht. Doch das Sehen von Gegenständen, ist ein Zugang, der in einem praktischen Verhältnis zu etwas Anderem besteht. Daraus ergibt sich für das Gegenstandssehen: Die Fähigkeit, sehend eine Beziehung zu einem Objekt als ein anderes herzustellen, beruht darauf, dass das Selbst bereits fähig ist, sich auf andere Menschen als Andere zu beziehen. Das Einander der wechselseitigen Blicke für das Gegenstandssehen wäre in diesem Sinne für das Gegenstandssehen entscheidend. Wir können nur dann ein gegenständliches

Gegenüber als Einzelding erblicken, wenn wir bereits uns selbst und den Anderen im offenen einander Erblicken gefunden haben.

Damit haben wir aber erst eine, nämlich die praktisch zwischenmenschliche Bedingung gemeinsamen gegenständlichen Sehens formuliert. Wir wollen dies die Bedingung der Fähigkeit zur Alterität nennen. Weitere Bedingungen sind unabdingbar. Und sie ergeben sich daraus, dass jede menschliche Gemeinschaft auch für das Sehen eine spezifische Prägung durch kulturelle Präferenzen, Werte und Inhalte sowie einen Stil der Praxis des Sehens einschließt. Diese Bedingungen treten zu jener der Alteritätsfähigkeit hinzu, so dass dadurch eine gemeinsam geteilte Kultur auch das gegenständliche Sehens ermöglicht. Wenn Marten auf das Sehen von Gegenständen und Szenen eingeht, macht er diesen Zusammenhang beider Arten von Bedingungen, von Sehkultur und Kompetenz zur Alterität, explizit:

“Etwas wahrnehmen kann nur ein Gemeinschaftswesen. Anders gesagt: Nur weil es sozialisiert und kulturalisiert ist, kann es wahrnehmen. Sehe ich das Tyrrhenische Meer, dann bin ich nicht nur nicht allein, weil ich mit ihm eine Partnerschaft eingegangen bin, sondern weil ich damit meine Gesellschaftlichkeit und Kulturalität aktiviert habe.” (Marten, “Wahrnehmung und Begriff”, S. 18¹⁰)

Fassen wir zusammen: Das gemeinschaftlich erworbene Selbst und die Fähigkeit zu praktischen Selbstverhältnissen ermöglicht es mir, den erblickten Dingen ihre Andersheit zu

¹⁰ In: *Wahrnehmung und Begriff*, Wilfried Guhn/Harmut Möller (Hg.), Kassel 2000, S. 1334.

verleihen. Mein Sehen eines Dings oder einer Szene wird zum Sehen eines Gegenstands als ein bestimmtes Anderes, weil ich aufgrund meiner Fähigkeit zur Alterität dazu in der Lage bin.

Nur durch das Ineinander der Blicke bin ich befähigt, auch Gegenstände als kooperierendes Gegenüber, als Partner im Sehen zuzulassen. Doch ebenso ist meine kulturelle Sozialisation gefragt, damit der Gegenstand für mich zu jenem bestimmten Gegenstand wird als der er in der Gemeinschaft, die mich prägte, gesehen werden kann. Dann kann ich mit den Augen der anderen wissend sehen.¹¹ So trete ich z.B. mit dem visuellen Angebot eines Meeres vor mir in einen Dialog des Sehens, Erblickens und genauer Hinblickens, z.B. auf seine Farbe, die Gestalt der Wellen und anderes. Die ästhetische Alterität wird zu einer dialogischen, die mein praktisches Eingehen auf die Alterität der sichtbaren Dinge verkörpert.

Die Gemeinschaft der ineinander verschränkten Blicke schreibt den Beteiligten keinen bewussten Gebrauch von Begriffen, das Fällen von Urteilen oder das Haben von Meinungen über das Blickgeschehen zu. Es handelt sich vielmehr um eine Weise menschlichen Umgehens mit einander und er Umwelt aus dem sich manchmal ein Urteilen und bewusstes Wahrnehmen ergibt. Ob es aber vernünftig, angemessen oder sogar geboten ist, einen Menschen im offenen, zugeneigten Blick zu begegnen, der Lebensteilung herstellt, ist eine Frage, die jeder von uns je nach

¹¹ Dies schließt ein, dass es, abhängig von der jeweiligen kulturellen Prägung und biologischen Ausstattung, dass es ganz unterschiedliche Sorten von Gegenständen geben kann.

Interesse und Absicht situativ entscheidet. Ja, es ist zu vermuten, dass Exklusivität in Sachen Lebensteilung schon deshalb ratsam ist, weil die erforderliche Kraft nur in wenigen, uns wichtigen Beziehungen aufgebracht werden kann. Erst dann, kann sie sich in Nahbeziehungen zwischen erwachsenen Personen einstellen, wenn wir bereits fraglos und selbstverständlich uns selbst und den anderen im Einander der Blicke finden wollen, wenn es gilt Lebensgegenwart miteinander über längere Zeit, in wichtigen Lebensdingen und umfänglichen Handlungs- und Erfahrungsanlässen herzustellen. Dann werden wir uns gelegentlich auch bewusst entscheiden, dem Blick der anderen mit lebensteiligen Einlassen auf den Anderen zu begegnen. Denn der Gebrauch unserer Vernunft macht dann lebensdienlich Sinn: Vernunft gewinnt ihren menschlichen Sinn, indem sie sich den Anforderungen des miteinander gelebten Lebens unterstellt.¹²

Im Anschluss an Rainer Marten können wir sagen, dass zwei Befähigungen zu verknüpfen sind, welche die Gemeinschaftlichkeit des Sehens für den kulturalisierten und sozialisierten Blick des Einzelnen auf Gegenstände bestimmen:

¹² Der Einwand liegt nahe, dass es sich bei lebensdienlicher Vernunft, die sich dem Primat der urszenischen Verschränkung der Blicke nach- und unterordnet, um eine instrumentelle Rationalität handelt. Dies wäre eine Vernunft, die sich in die situativen Bezügen, die nur augenblicksnahe und private Intuitionen aufnehmen und abarbeiten kann, gänzlich einordnet. Dann wäre sie auf die Bewältigung instrumenteller Kontingenzen beschränkt. Dieser Einwand unterstellt eine Einschränkung, die nicht zutrifft. Die Alternative zueiner menschenfreien und rücksichtslosen Universalität der Vernunft ist nicht ihre Reduktion auf oder Unterordnung unter die beliebige Kontingenz der Umstände und Intuitionen. Es geht vielmehr darum, eine Klarheit darüber herzustellen, wie es menschlicher Vernunft gelingt, mit Kontingenzen so umzugehen, dass sie in Anerkenntnis von deren Eigenarten in umfassendere Lebensbezüge einbezogen werden.

1. Die Erfahrung der Urszene des Selbst und des Anderen im Einander der Blicke ermöglicht Menschen praktische - also handelnd erschlossene - Beziehungen von ihrem Selbst aus herzustellen.

2. Die kulturelle und soziale Prägung stellt qualitative und wertende Präferenzen bereit, die das Sehen und Erblicken von visuellen Teilen der Umgebung als Gegenstände anleitet und für den lebensdienlichen Gebrauch der Vernunft öffnet.

Jenseits dieser beiden allgemeinen Einsichten ist einiges noch nicht geklärt. Wenn jeder einzelne von uns zum gemeinsamen Sehen kultiviert und sozialisiert ist, dann *ist* jeder von uns die Verkörperung der Gemeinschaft der Sehenden, die ihn prägte. Doch wie vollzieht sich dann der Alltag des Sehens zwischen den Angehörigen einer Gemeinschaft des Sehens? Wie geschieht es z.B., dass wir ein Objekt - also ein Bild, einen Gegenstand, einen Szene oder auch einen ganzen Gegenstandsbereich so zum *gemeinsamen* Thema machen können, dass dies Objekt zum Bezugspunkt von weiteren, auch einander widerstreitenden Interpretationen werden kann? Kann es Blickdialoge geben, die nicht nur das gemeinsame Erfassen von Objekten gestatten, sondern auch zu einem gemeinsamen oder je individuellen Urteil über das gemeinsame Objekt beitragen?

Martens Konzeption der visuellen Gemeinschaft als von einander erblickter Blicke ist so grundlegend, dass sie uns als Ausgangspunkt und Kontrastfolie dienen kann. Denn die Urszene der getauschten Blicke durch den erblickten Blick eines anderen

Menschen schafft eine Ordnung und eine Zugehörigkeit von Menschen zueinander: Nicht nur Blick-, sondern Lebensfähigkeit des Menschen sind dadurch als Ausgangspunkte für menschliches Leben bestimmt: Menschen sind wir nur miteinander, wenn es uns, auf welche Weise auch immer, gelingt die schöne Vergänglichkeit unserer Lebenszeit mit anderen zu teilen.

Damit hat Marten einen wichtigen, epochalen Denkschritt für die Ethik, Sozialphilosophie und Anthropologie vollzogen. Für menschliches Selbstverständnis ist es nun die Praxis der Lebensteilung mit Anderen, die Menschlichkeit gestaltet. Um uns die Bedeutung dieser Einsicht klar zu machen, wollen wir versuchen, auf die radikal-allgemeine Frage klar zu antworten: Warum ist denn Lebensteilung, wie sie den Anderen und das Selbst ausmacht und wie es Menschsein ermöglicht und von Marten konzipiert wurde, so ein starkes Konzept, das Menschsein zu bestimmen vermag? Warum stellt uns viele menschliche Tätigkeiten, z.B. das marktwirtschaftlichen Handeln zwischen Menschen keine Lebensteilung zur Verfügung? Dazu ist es zunächst erforderlich den Menschen näher zu bestimmen, der durch sein Handeln, sein Leben teilen kann. Jeder Mensch, so die europäische Tradition, ist ein "Ich". Doch das "ich" ist eine leere Form. Durch sie sind alle Menschen einander nicht nur ähnlich. Vielmehr sind sie formal identisch insofern sie zu sich "ich" sagen können. Dies ist es, was man mit Kant die transzendente Realität und empirische Idealität des "Ich" nennt.

Wie aber können wir dann verstehen, was das menschliche

Selbst ausmacht, durch das wir eigentlich zu uns und in unser Leben finden? Hierauf kann uns Martens Nachdenken über die durch die Urszene etablierte Lebensteilung eine Antwort geben: Menschsein kommt nur zustande, hat nur statt, in und durch die Beziehung zum Anderen, der als Anderer erfahren, erfasst, erlebt wird, auf den sich der Eine als Anderen einläßt. Nicht um eine Ware zu erstehen, nicht um eines irgendwie sonst gearteten Zweckes, sondern allein um des Anderen willen.

Was erfassen und erfahren wir, wenn uns und diesen Anderen in der Lebensteilung begegnen? Es ist dies die Wirklichkeit menschlichen Lebens, die wir als lebendiges Ensemble des Menschseins erfassen. Dies hat Marten auch ganz allgemein einmal bestimmt, wenn er schreibt: "Der Eine und der Andere sind jeder für sich praktisch positioniert und bilden bemeinsam eine praktische Situation. Das "Zu-Gleich" in seiner Praktizität verlangt das selbsthafte Auseinander des Einen und Anderen. Das von der Praxis, nicht von der Räumlichkeit her zu verstehende Auseinander verleiht dem Einem und Anderen in ihrer Wechselseitigkeit den Charakter der Alterität: Sie sind so positioniert, daß sie einander Andere sind. ... Allein durch praktizierte Alterität und sich wechselseitig bedingendes Selbstsein entdecken sich sowohl Möglichkeit als auch Notwendigkeit von Freiheit und Verantwortung." (aus: Denkform und Lebensform - Formen der Selbstverantwortung, S. 57f)

Wenn Sie nun noch einmal fragen, was dieser starke Begriff der Lebensteilung für unser Verstehen menschlichen Lebens denn

praktisch bedeuten kann, so kann ich jetzt antworten: Zum einen heißt das, dass vieles, ja das meiste an Lebensvollzügen, Beziehungen - den oder die Anderen gar nicht oder nur zufällig und unzusammenhängend als Menschen, in ihrer Menschlichkeit, und damit leibsteilig einbezieht. Mitten im Leben gehen wir in unserem Tun und Lassen ständig inhuman mit Anderen um - und können auch gar nicht anders. Umso wichtiger ist es, diesen Unterschied zu verstehen und zu sehen, wie kostbar, moralisch und praktisch unverzichtbar und nicht irgendwie und irgendwann grundlegend leibsteilung zwischen Menschen ist.

Sie finden eine annähernde Vorstellung davon bereits in gängigen, alltäglichen Überzeugungen, von der Kostbarkeit der Beziehungen zu den Eltern, Freunden und anderen Nächsten, denen wir als Andere begegnen. Und übrigens auch in der "Nikomachischen Ethik", in den Freundschaftsbüchern, deutet sich dies Konzept etwas an.¹³

Ausblick

In der nächsten Vorlesung werden wir mit dem Wechsel zwischen historischen und systematischen Vorlesungen beginnen. Wir gehen zurück an den Anfang der Philosophie, zu Plato. Wir sahen ja schon in dieser Vorlesung, dass für Plato, selbst wenn er

¹³ Man kann dem Anderen aber auch, was ich nicht gut finde jedoch auch z.B. wie I. Levinas und andere dies vorschlagen, transzendental und gar noch theologisch deuten: Im Anderen manifestiert sich das Angesicht Gottes und so wird dann Ethik im Levinaschen Sinne begründet. Eine weitere Möglichkeit der Ethikbegründung durch den Anderen wäre es, ihn sprachlogisch zu fassen. So S. Darwall in "The Second Person".

das Einander der Blicke thematisiert, er dies nicht als einen wechselseitig offener Prozess auffasst. Allein die Seele als Objekt jenseits des Blicks zählt. Denn allein aus ihr ergibt sich die Bedeutung des Blicks in die Augen des anderen Menschen. Wir werden in der nächsten Vorlesung an einem berühmten Stück der philosophischen Literatur, dem Höhlengleichnis in der *Politeia*, Platos Dialog über den Staat, das Platonische Verständnis des Sehens umfassender darstellen und eingehend diskutieren können. Platos Kritik am Sehen lehnt Sehen als konkrete, sinnliche Erfahrung ab, die Menschen im Alltag für evident und wahrheitsgemäß halten. Diese radikale metaphysische Kritik des sinnlichen Sehens ist bis heute wirksam. Und zwar in der Philosophie wie in vielen Naturwissenschaften. Deshalb lohnt es sich für die Philosophie der Visualität und des Sehens, mit Plato zu beginnen.